

(Nachdruck verboten.)

35]

Der Entgleiste.

Von Wilhelm Holzamer.

Sie gingen in den Dämmer des Waldes hinein, der von seinen lieblichsten Stimmen durchflungen war. Jugend in Jugend — Jungsein in Jungwerden. Der Kuckuck rief wieder, der Duft der Maiglöckchen wehte in der Luft. Der Sonnenglanz rieselte an den Stämmen hinab, tropfte von den Zweigen, glitzerte auf dem jungen Laub, das so zart und flaumig war.

Sie schmiegt sich aneinander, obgleich Philipp das gar nicht wollte. Er fühlte ihre Wärme an seiner Seite, ihren weichen Körper. Er sah die Bewegung ihrer Brüste. Und in ihren Augen blinkten Tränen und auf ihren Wangen lagte Rot. Der Wald lodte, das junge Grün, der träufelnde Sonnenschein, das weiche Moos, die gaukelnden Schatten, der Halbdämmer und die fliehenden, sehnenenden, jauchzenden Waldstimmen. Sie drückte seinen Arm. Er drückte ihre Hand. Und ob er's im Grunde gar nicht wollte — es drängte mächtiger als sein Wille war: er umschlang sie und küßte sie. Und sie hing leidenschaftlich an seinem Halse und sog seine Küsse, und sie sanken aufs Moos hin und vergaßen sich ganz in ihren Küssen und dem Taumel ihres jungen Blutes, in dem der Renz sang und glühte.

Sie erhob sich und sank ihm an die Schulter. Er küßte ihr Haar, ihre Stirne, ihre Wangen.

Und sie fragte nur immer: „Philipp, liebst Du mich?“

„Ja,“ antwortete er zwischen Kuß und Küssen, und sie preßten sich heiß aneinander.

Ein Specht klopfte. Das schreckte sie auf.

Sie strich ihre Haare aus der Stirne und über die Ohren zurück und glättete ihre Kleider. Dann gingen sie nebeneinander her, züchtig und ernst.

„Papa sagt, nun seien wir genug kompromittiert. Nun könntest Du kommen und um mich anhalten. Am Ende, sagt er, gingest Du noch fort, ohne um mich angehalten zu haben.“

Sie drang in ihn, es bald zu tun. Er widerstrebte. Aber schließlich gab er nach und versprach für nächsten Sonntag seinen Besuch. So, ganz und gar eins und einig kamen sie in die Stadt und gingen Arm in Arm, ungeachtet der vielfachenden und neugierigen Blicke, die ihnen folgten.

Luiße schritt leicht und frohmütig. Und Philipp hielt den Schritt mit ihr. —

Der Sonntag war geradezu herbeigeflogen gekommen. Philipp war in Unruhe und Aufregung. Wenn es nur nicht sein müßte! Aber es mußte sein.

Luiße hatte ihm gestern noch ein Briefchen geschickt und für den Abend zum Stelldichein gebeten. Daß er ja ruhig Blut behalten möge, auch wenn er Unangenehmes zu hören bekäme. Papa sagte solche Sachen so, aber dann sei es gut.

Und nun richtete er sich ein, ruhiges Blut zu behalten. Vielleicht würde es ihm schwer werden.

„Dann denkst Du an mich,“ hatte Luiße gebeten, „wenn es Dir schwer werden sollte.“

Nun saß er in dem Ebnerschen Salon, steif wie eine Pagode. Häßlich war dieser Salon, geschmacklos, übersaden, charakterlos. Imitierte Leppiche, imitierte Möbel, imitierte Gegenstände. Die Kartenschale mit dem häßlichen Bronzefuß und dem falschen Dornstiller ärgerte ihn heute besonders. Und die falschen Blumen in den Vasen. Lauter Bazarware. Die Indierin auf dem Ständer — und eine imitierte Palme, die sie in einem Topfe hielt. Die prozigen Photographien über dem Sopha, die ordinären Gemälde in schweren Goldrahmen mit Renaissanceornamenten. Wie viel Mal war er in diesem Salon gewesen, in dieser Schaubude des reichen Parbenüß, bei dem alles nach etwas aussehen mußte, ohne zu viel Geld zu kosten. Heute schrie das alles mit wirren häßlichen Stimmen auf ihn ein. Mit diesen Leuten hatte er nichts gemein, nichts. Aber er heiratete ja die Leute nicht, sondern die Tochter. Und Luiße war doch anders, war doch nicht von dieser Art.

Und wieder lag das Wort Heiraten auf ihm und leerte sich wie ein Spreusack über ihn aus. Er bemühte sich, es

leicht zu nehmen. Er behmühte sich zu Humor. Diesen ganzen Reicheleutsprohensalon humoristisch zu nehmen.

Da ging die Türe auf, und der Kommerzienrat trat breit herein. Philipp sah nur seine weiße Weste, seine dicke goldne Uhrkette und die dargebotene Hand. Sein Gesicht sah er nicht.

Und was gesprochen wurde, das war erst ganz automatisch. Er hatte gar keinen Anteil daran. Dann hörte er den Herrn Kommerzienrat seine Einwilligung geben und sagen:

„Ehe ich meine Frau rufe, noch etwas rein Geschäftliches. Ich hoffe, es wird nicht allzu lange dauern, bis Sie ihr Examen machen werden und sich selbständig machen können. Sie sind ja nun mein Schwiegerjohn, und ich darf darauf zu reden kommen. Meine Tochter bekommt ihre Ausstattung — eine entsprechende Ausstattung selbstverständlich — und dreißigtausend Mark in bar, die ich ihr in guten Papieren gleich anlegen werde. Und da wir nun so weit sind — ich weiß, daß Sie kein Vermögen haben. Die dreitausend Mark, die, wie Sie wohl wissen, von mir Herrn Professor Winter für Sie zur Verfügung gestellt wurden, waren unverzinslich gegeben, sogar geschenkt, falls Sie nie in die Lage gekommen wären, sie zurückzuzahlen. In diesem Sinne à fonds perdu. Nun Sie mein Schwiegerjohn werden, kann ich Sie vor meinen anderen Kindern nicht bevorzugen. Ich werde sie meiner Tochter in die Ausstattung einrechnen. Ich hoffe, Sie sind damit zufrieden.“

Philipp war es. Nun nichts weiter Geschäftliches mehr. Er hatte gerade genug.

Er war wie geschlagen. Es war ihm, er habe trockenen Kohlenstaub geschluckt.

„Im Hinblick auf Ihre Karriere habe ich meine Einwilligung gegeben, verstehen Sie wohl, denn zunächst bieten Sie mir noch keinerlei Garantien für das Glück meines Tochter.“

Philipp verneigte sich und schwieg.

Dann wurde die ganze Familie herbeigerufen, Küsse und Händedrucke — Philipp nahm blind alles hin und gab blind alles wieder.

„Nun sagen wir also Du zueinander,“ proklamierte der Kommerzienrat.

Und sie sagten alle du.

„Du bleibst heute zu Tisch bei uns,“ bat Mama.

Luiße warf ihm einen strahlenden Blick zu.

„Jeden Sonntag bist Du in Zukunft bei uns eingeladen,“ fuhr Mama fort.

Philipp drückte Luiße noch einmal die Hand und gab ihr verstoßen einen Kuß, worauf die jüngste Tochter des Hauses, die halbidiotische Katharina, in die Hände klatschte und lachte, so daß die beiden sich schämten.

Der Tag verging mit den Projekten für die Verlobungskarten und Verlobungsbesuche, so daß es Philipp mehr ungemütlich als gemütlich war.

Zum Abschied gab er seiner Braut einen züchtigen Kuß. Als er auf der Straße war, konnte er gar nicht begreifen, was nun geschehen war. Er konnte es nicht begreifen, daß er nun ein anderer sein sollte, als er vorher gewesen war. Nun ging er an Bügeln. Unschlbar würde ihnen das Joch folgen. Er fühlte, daß er der Unterlegene war.

Einen Augenblick zürnte er Professor Winter. Dann lachte er sich aus, daß er ihm Schuld geben wollte. Aber die Sache mit den dreitausend Mark!

Herrgott, das Leben lag nun da wie ein ungeheurer Berg. Und da gab es kein Links und kein Rechts mehr. Da hieß es sich durchwühlen. Nicht einmal drübersteigen konnte man.

Er ging in ein Café und trank ein Pilsener nach dem anderen. Das sollte ihn abkühlen. Es ging gegen Morgen, da saß er noch. Im Dämmer tortelte er nach Hause.

11.

Die Klar stand vor ihrem Tisch und fand keine Worte. Und das war nun schon die ganze Woche so. Nacheinander waren drei Briefe angekommen. Sie hatte sie nebeneinander auf den Tisch gelegt in eine Reihe, wie man Karten legt. Gegenüber dem Fenster. Und von dem Fenster fiel die

Sonne herein, längs auf den Tisch, quer über die Briefe. Sie kam durch das grüne Gezweige des Apfelbaums darüben, und sie zitterte vom Spiel der Blätter nun auf dem Tisch. Es war ein feines Kribbeln und Krabbeln in ihr, darüber die Stäubchen tanzten. Und auf den weißen Briefen gab es einen grünen Schein, ganz zart und fein, wie Perlmutter.

Die Klar stand davor und starrte darauf und wußte nicht, sollte sie sich freuen oder traurig sein. Sie mußte nur immer hinsehen und darüber denken. Aber was sie dachte, das wurde ihr nicht ganz klar. Schließlich sagte sie:

„Der Spitzbub, davon hält er vorher auch was sagen können.“

Und dabei grub sich ein Lächeln in die Falten ihrer harten Haut, die von Wind und Wetter gebräunt und gegerbt war. Als es schon um den Mund herum verglitten war, hielt sich's noch in den vielen feinen Strahlen in den äußeren Augenecken fest und schaukelte sich in einem leichten Spiel darin, wie die Sonne in Grashalmen, die am Rande des Schattens stehen.

Im ersten Briefe erzählte der Philipp seine Verlobung. Im zweiten war die Verlobungsanzeige mit Goldrand enthalten. Und immer dasselbe Wort, darüber die Klar stolperte: Kommerzienrat. Das war ihr gerade, wie wenn es geheißt hätte: Hochamt. Mit der Orgel und der Dorfkapelle. So fiel ihr das ins Ohr, so voll und überwältigend.

Etwas Feines und — Reiches.

Der Philipp sagte es ja selbst: seine Braut war reich. Und er sagte, die Mutter sollte dann ganz ihre Ruhe haben können und sich nicht mehr zu sorgen brauchen.

„Verrückt!“ knurrte die Klar — „ich werd mich von ander Deut Geld füttern lassen. Ich schaff, so lang 's geht, und geht's nit mehr, ist immer noch Zeit. Und auch dann nit, meiner Seel nit!“

Er schrieb, es hätte ja nicht groß Sinn, daß sie hin zur Mutter zusammen kämen. Allein reisen, das verstoße gegen die guten Sitten, an denen man hier festhalte, und zu dreien, es hätte nicht gut Sinn. Aber sie möge kommen. Da sehe sie ein Stückchen ander Welt und andere Menschen und sollte einmal ein paar recht schöne Tage haben. Sie wollten dann die Verlobung zusammen feiern, und die Mutter sollte haben, was ihr Herz nur begehren möchte.

Da war etwas darin, das ihr weh tat. Sie trat ans Fenster und sah hinaus. Da war etwas darin, das war dem allen hier fremd. Dem Garten und dem Feld und den Hügelu und der Eulennühle da hinten, die in den Wiesen lag.

Sie sah sich in der Stube um, die Bilder an der Wand, die alten Möbel. Sie sah an sich hinab.

Nein, nein, da blieb etwas Fremdes, Schmerzendes. Da war etwas, mit dem hatte sie nichts zu schaffen, da wollte sie sich nicht hineinfinden. Aber es blieb nicht lange beim Wehtun. Ihr Stolz wurde wach.

„Wer was von mir will, soll zu mir kommen. Reiche Deut oder arme Deut — ehrliche Deut und ehrliche Händ.“

(Fortsetzung folgt.)

Das „moderne“ Kairo.

Von Schei Omar.

Die Welt steht im Zeichen des Verkehrs. Es ist schon lange her, daß jener als weitgereister Mann galt, der am Markusplatz Tauben gefüttert, oder gar in Florenz einen Winter zugebracht hat, und man mußte damals ein englischer Lord mit vielen Guineen im Saß, oder ein katholischer Priester mit starkem Glauben im Herzen sein, um sich bis nach Rom vorzuwagen. Unsere Väter hörten vom Vesub und von Capri reden, wie man uns heute von Tokio und von Yokohama spricht; — nur staunten sie, während wir uns sagen: „Ach was, da gehen wir mal selber rüber, uns das ansehen“. Palermo, Malta und Alexandrien lagen für sie am Ende der Welt, dort wo diese mit Brettern verschlagen ist, und heute ist für uns Kairo selbst eine überlebte Sache. Ich bin mir ganz klar darüber, daß ich keine Reisebeschreibung liefere, ich schreibe vielmehr für die Rubrik Retrologie, zur Ehre eines teuren Verbliebenen — denn Kairo ist eine Grabrede wert.

Wer Ägypten vor der englischen Okkupation gekannt hat, in den ersten Jahren dieser und in der letzten Zeit, der allein merkt den Unterschied. Himmels! kam man sich zur Zeit Ismael Paschas selbst verwegen vor, wenn man im Lande der Pharaonen vom Schiffe stieg. Das war eine Abenteuerperiode, die etwas Großes und Phantastisches besaß. Ich war ein Kind damals, aber noch heute stehen die Erlebnisse klar vor meinen Augen. Der Bediwe war ein Kalif aus Bagdads Glanzzeit, sein Haremsgebäude umgab der Zauber aus 1001 Nacht, und die Geschichten, die über ihn und die, die ihn umgaben, im Umlauf waren, hätte eine Scherezeade

nicht geheimnisvoller erdichten können. Die europäischen Minister und Generalkonsuln waren noch große Herren, umleuchtet von aller Glorie, die sie den Kapitulationen Franz I. verdankten, jeder Kawaffe und jeder Briefträger bildete sich noch ein, ein kleiner Botschafter zu sein, und jeder „Franke“ (es gab damals noch keinen Unterschied zwischen Europäern) war ein Herr. In den Straßen — selbst am Mechmeb-Ali-Platz in Alexandrien — stolperte man über Orangen- und Zitronenschalen, über tote Katzen und Hunde, und über Unrat aller Art, aber man begegnete dafür Gestalten, die den Mameluden glichen, die gegen Bonaparte gekochten. Der Suezkanal war damals noch im Kindesalter, und man zeigte sich die Spekulant, die dabei ihr Vermögen gemacht hatten. O, ich könnte sie noch aufzählen, alle die Canailiopolos, die Crapulolidis, die Salandjani, die Korcissis und alle die anderen. Seltsam genug sahen sie aus, alle diese auf einmal den Franken fressenden Levantiner, die, um Arbeiter für das Werk Lesseps zu stellen, den Bediven, die Kompagnie und die Fellachen betrogen und dabei Millionen gemacht hatten. War das doch eine verrückte Zeit!

Die zweite Periode Ägyptens brecht sich ausschließlich um das Shepards-Hotel und um Thomas Cook. Das eine ist vom anderen unzertrennlich. Neben Thomas Cook verbleicht der Schrecken, den Arabi Pascha hinterlassen, verschwindet das Mitgefühl, das man seinerzeit mit dem Gefangenen des Mahdis — heute Baron Rudolf von Hatin Pascha — haben konnte, und zerrinnt das diplomatische Verdienst Lord Cromers. Cook ist der wirkliche Nachfolger Sefostris und Ramses II. Aus den elenden, Eisenbahnwaggons genannten Karren, die zwischen Alexandrien und Kairo verkehrten und in einem fort mittelewgs stecken blieben, weil Allah, scheint es, dies so wollte, werden wie durch Zauber Schlag Speise- und Schlafwagen, und stolz erhebt sich am Eingang des Ezbek-Gartens ein großes Hotel und bald darauf wieder andere Hotels. Man baut ihnen zuliebe eine Oper, die nie eine besondere Höhe erreicht hat, und ein Museum, das zu allerlei Ausgrabungen verpflichtet, an die sonst niemand je gedacht hätte. Runterbunt werden dort alle Mumien untergebracht, deren man habhaft werden kann, und damit schießen die Antiquitätenhändler wie Pilze aus der Erde — die ihre Waren, statt im Sande zu suchen, einfach fix und fertig aus Europa kommen lassen; man kann alles kaufen, was nur das Herz begehrt — echt natürlich — sogar Mumienköpfe aus Papiermaché und ausgestopfte Krokodile aus Leder. Jetzt kommen auch die Touristen: Lords Ducs und Earls aus Großbritannien — russische Großfürsten, österreichische Erzherzöge, deutsche Fürsten, ungarische Magnaten, französische Marquis, grantige Spanier, italienische Prinzipes — Rothschilds, Erlangers, Meichröders, Hirsche und Königswartens — und . . . amerikanische Eisenbahn-, Kupfer- und Schweine-Könige. Ihnen allen folgt die belle Otero, Guerrero, Lina Cavallieri, d'Alencou, oder andere ihresgleichen — und nun geht es hoch her in Kairo. Wieder ist das eine verrückte Zeit. Ein Bofare aus dem Zarenreich gibt Feste am Nilstrand, bei denen Nymphen im Mondschein baden, wie sie schöner Georg Ebers nie geträumt hätte — ein sibirischer Pelzhändler verspielt in einer Nacht in einem großen Klub Millionen — ein englischer Lord versucht sich mit seinen Gästen in der Ruinen von Karnak in der Reproduktion antiker Szenen, die selbst die damals total blinde ägyptische Polizei zwingt, die Augen zu öffnen, und die Hand auszustrecken — es gibt Duelle, Entführungen, Skandale, Krachs — kurz: Ägypten steht auf der Höhe der Situation. — Allen diesen Herrschaften folgen mit den Jahren andere. Deutsche gelehrte Professoren, mit großen Brillen, biden „besseren Hälfsten“ und blonden Töchtern, die alle Hieroglyphen studieren wollen — reich gewordene Mehgermeister, die den Grand-Seigneur markieren — Tartarins aus Tarascon, die auf Löwen- und Krokodiljagd ausziehen und sich zum Schluß mit einem Rundgang durch den „Fischmarkt“ begnügen, dem verrufenen Bierterl Kaitos. Ehrenwerte Spießbürger jeder Schattierung, Abenteuerer und Falschspieler, die den Kavalier spielen, Gesindel aller Art bis zu den schauerlichsten Existenzen. O, die Zeiten Ismael Paschas sind längst vorüber, wo jeder Europäer, der nur wollte, ein Unterkommen fand. So kannte ich einen ägyptischen Oberforstinspektor, der 20 Jahre lang keine andere Beschäftigung gehabt hatte, als allmonatlich sein 40 Pfund betragendes Monatsgehalt zu beheben, denn bekanntlich gibt es in Ägypten keinen einzigen Baum!

Cook hatte diesen Umschwung vorausgesehen, und die Pensionen schossen nach den großen Hotels aus der Erde. Dann kamen seine eigenen Karawanen. Man kennt sie ja, alle diese höchst ehrenwerten und ebenso lächerlichen Gestalten, die der Drang nach dem Osten übers Mittelmeer führt. Sie glauben unter Menschenfressern zu geraten, fürchten Löwen zu begegnen und lassen sich in arabischen Gewändern mit einer Beduinensflinte und zwei Dolchen fotografieren, wobei der ehrsamste Schneidermeister sich verpflichtet fühlt, ein grimmigeres Gesicht zu machen, als der grimmigste Zululasser. Ankunft in Kairo um 7 Uhr früh — Besuch des Museums um 7,10 Uhr, der Alcazar-Moschee um 7,20 Uhr usw. über Ghizeh und Karnak Abfahrt nach Alexandrien jurüd um 7 Uhr abends . . .

So hat sich denn auch das Straßenbild Kaitos bedeutend, und zwar in einem schlechten Sinne, demokratisiert, und dazu hatte sich auch der Eingeborene sehr zu seinen Ungunsten verwandelt, und das obgleich der Ägypter von vornherein zu den wenigst sympathischen und wenigst würdigen Orientalen zählt. Die Hünen-gestalten der waschechten Mameluden sind ganz verschwunden. Sie

sind nach Arabien hinübergeflogen, und man muß sie heute, will man sie sehen, in Djeddah (ab und zu noch in Suez) suchen. Die Kairoaner Eseltreiber, Fremdenführer usw., einst erheitend und belustigend für den geldstreuenden Grand-Seigneur, sind heute für den, der das Land kennt, freche, aufdringliche und impertinente Vettel. Das Straßenleben, einst pittoresk, malerisch und interessant, ist banal und trivial geworden — es ist nichts mehr als eine schlechte Kopie der europäischen Großstadt. Man denke sich eine Menge europäisch gekleideter Lebantiner — (so leid es mir tut, es gibt kein entschlicheres Element im Orient, als den eingeborenen Christen) — die in allem anderen Lebantiner geliebten sind, und mitten darin einige Jungägypter, aus dem einstigen Gefolge weiland Mustapha Khameel Paschas, die alles angaffen, oder vor jedem weißen Esel, vor jedem braunen Fellachen und vor jedem schwarzen Neger, mit Erstaunen Maulaffen feil halten. — Ein Todesstoß für Kairo (vom touristischen Standpunkte) war die Heilsarmee. Diese sehr ehrenwerten Ladies haben zerstört, was es noch an Pittoreskem gab. Gewiß, das Pittoreske in Kairo stand nie und da an der Grenze und jenseits dessen, was die europäischen Sitten als duldbar akzeptieren, aber es war eben pittoresk, und keine Lady, die von der Terrasse der großen Hotels diesem oder jenem Mummenschanz zusah, hat es verächtelt, durch alle 10 Finger zu sehen. Darin gab es nie eine Ausnahme. Thomas Cook endlich selbst — er, der Kairo in einem gewissen Sinne geschaffen hatte — hat der Stadt nach dem Todesstoß der Heilsarmee den Gnadenstoß gegeben.

Gilzüge allererster Klasse, mit Schlaf-, Salon- und Speisewagen, verbinden Kairo mit Oberägypten — Luxusdampfer dämpfen den Nil hinauf bis zum ersten Katarakt, und heute — außer je 8 Tage auf der Hin- und Herfahrt — bleibt so gut wie kein Mensch von allen denen, die nicht zu den Postkollon-Karawanen gehören (denn die Reise ist kostspielig) in Kairo selbst. Man geht nach Luxor, nach Assuan, nach Bad-i-Halfa und nach Chartum, und bald (wer weiß) wird es Palast-Hotels am Victoria Nyanza und in Zanzipar geben. Die Zeit wird schon kommen, wo neue Entdeckungstreffen Benedig entdecken werden, das niemand mehr kennt. Die großen Hotels in Luxor und in Assuan halten heute nicht nur denen der Dachler und Nungobies Compagnie stand — sie überflügeln sie, und in Assuan wiederholt sich heute schon das, was es in Kairo vor 20 Jahren gab. Man lebt dort am Rande Rubiens, wo vor 10 Jahren noch der Mahdi herrschte, besser, als in Kairo, das Europa geworden ist.

Den Europäer, der einmal den Orient genossen hat, zieht es dennoch wieder dorthin, aber er ist zu schwach und zu verwöhnt, um ohne Palace-Hotel zu leben. Wenn irgendwo ein schöner Punkt entdeckt ist, muß ein Palace-Hotel erbaut werden. Wie lächerlich das ist, fühlt man nirgends stärker, als in Kairo — bei den Pyramiden von Ghizeh. Nichts ist herrlicher, nichts überwältigender, als ein Sonnenuntergang gesehen von der oberen Plattform der großen Sphoers aus. Weit im Hintergrunde Kairo mit seinen Kuppeln und seinen Minaretten, die grüne Ebene des Deltas im Nordosten — und das Silberband des Nils. Wenn die Sonne sinkt, färbt sich der Himmel feuerrot, dann dunkelrot, violett und schwarz und augenblicklich sinkt die Nacht. Im Nu deckt Rebel die Erde bis zu drei Viertel Höhe der Pyramide und nun hängt man auf einem schwarzen Steinblock mitten im Himmel in einem Silberlicht bei Vollmond, wie man es nirgends wieder sieht. Seht man sich in der Mitte der Plattform neben dem Fahnenstod zur Erde, so verschwinden die Seitenwände der Pyramide dem Blick — und nun ist die Illusion vollkommen. Kein Laut, kein Erdenerschrei dringt herauf — und hier lebt man mit den Geistern der Osiris, Isis, Sesostris, Ramfès und Kleopatra. Man möchte jauchen — und es schreit das Herz zusammen. Zwei Beduinen, die man vergessen hat, paden einen unter den Armen, und in großen Sähen von einer Stufe zur anderen eilen sie hinab. Man ist unten, ohne zu wissen wie — in 5 Minuten mitten im Hof des Hotels, im grellen, kalten Schein seiner Bogenlampen. Automobile rasseln, Fiakerkutscher brüllen, Reitkamele wiehern — Postkarten, Streichhölzer-, Antiquitätenverkäufer heulen, Kellner rennen mit Whiskey und Soda. — Es ist entsetzlich.

Man tritt in den Speisesaal. Wie lächerlich sind alle diese Schwarzbeackten Männer — wo man eben hoch oben auf der Pyramide den Geist Antonius gesehen, mit einem goldenen Helm und einem Schwert an der Seite. Wie häßlich sind alle diese defolletierten Pariserinnen — sah man doch eben noch — auf ein Rosenlager gebettet — Kleopatra!

Nein, sie ist gräulich unsere Zivilisation.

Tropismen und Lebensrhythmen.

Von Dr. C. Ebesing.
(Schluß.)

In neuester Zeit haben vor allen Dingen Georg Bohn und Anna Drzewina die Frage nach den Lebensrhythmen in Angriff genommen und wenn sie freilich auch von ganz anderen Gesichtspunkten ausgingen und zu von den Fließenden weit abweichenden Resultaten gelangten, so konnten sie doch zeigen, daß bei bestimmten Tieren eine feste Periodizität ihrer Handlungen besteht, die so fest eingewurzelt ist, daß sie auch noch anfällt, wenn der ursprüngliche Grund für diese Handlungen in Fortfall kommt. In den folgenden Aus-

führungen schließe ich mich unmittelbar an die Darstellung, die Bohn in seinem bei Flammarion erschienenen interessanten Buche „La Naissance de l'Intelligence“ (Die Entstehung der Intelligenz) von den Lebensrhythmen gibt, an.

Die an den Meeresküsten lebenden Tiere erleiden periodisch beim Eintritt der Ebbe und Flut eine Veränderung in dem Wassergehalte ihres Gewebes. Wie Bohn bereits 1903 zeigte, steht das Leben dieser Tiere in engster Beziehung mit dem Steigen und Fallen des Meeres, und ihre Lebenserscheinungen werden bis zu einem gewissen Grade durch die Bewegungen von Ebbe und Flut geregelt. Wenn das Meer bei Ebbe sich von dem Strande der Bretagne zurückgezogen hat, sieht man auf dem Strande riesige grüne Flecken erscheinen, deren Farbe allmählich dunkler wird und deren Umrisse ständig wechseln. Die Flecken werden von Anhäufungen kleiner grüner Strudelwürmer, Convoluta mit Namen, gebildet. Wenn die Flut eintritt, so vergraben sich die Tiere im Sand; um dem Anprall der Wogen zu entgehen, und erscheinen erst bei Ebbe wieder an der Oberfläche. Die Convoluten zeigen also abwechselnd auf- und absteigende Bewegungen, die mit den Bewegungen von Ebbe und Flut, aber in umgekehrtem Sinne zusammenfallen. Bohn konnte nun die sehr merkwürdige Tatsache feststellen, daß dieses Auf- und Niedersteigen der Convoluten auch im Aquarium andauert, obgleich die Tiere hier doch dem Anprall der Wellen vollkommen entzogen sind. Und was das Wertwürdigste ist, die Tiere halten auch hier genau die Zeiten ein, zu denen in ihrem normalen Wohngebiete Ebbe und Flut eintritt. Man kann diese Erscheinung sehr schön in einem Reagenzglas mit feuchtem Sande und darin eingeschlossener Convoluten beobachten. In strenger Periodizität steigt der grüne Ring in die Höhe oder senkt sich in die Tiefe, indem er seine höchste Stellung bei Ebbe, seine tiefste bei Flut einnimmt. Ja die Convoluten folgen sogar ganz genau den Unregelmäßigkeiten der Gezeiten; bei Nippflut sind ihre Bewegungen langsamer, bei Springflut lebhafter. Es handelt sich in diesem Falle um einen Geotropismus, dessen Schwankungen in engster Beziehung zu den täglichen Meeresbewegungen stehen. In einem Zeitraum von 13 Stunden halten sich die Tiere ungefähr 6 Stunden in der Tiefe und etwa ebensolange an der Oberfläche auf, und dieser Rhythmus ist so fest eingewurzelt, daß er selbst im Aquarium noch anhält.

In anderen Fällen handelt es sich um Veränderungen des Phototropismus, die denselben Rhythmen unterworfen sind. Als Beispiel führt Bohn das Verhalten der gemeinen Strandknecht, Litorina, an, die man bei Ebbe unter dem Tang findet. Im Zeitraum von 13 Stunden ist das Tier 6 Stunden hindurch positiv und 6 Stunden negativ heliotropisch, und auch dieser Wechsel hält im Aquarium an. Diesen rhythmischen Wechsel des Tropismus kann man noch eleganter demonstrieren, wenn man das Tier auf einer Seite blendet und auf diese Weise die symmetrische Erregung der beiden Körperseiten stört. Jetzt bewegt sich das Tier nicht mehr gradlinig auf die Lichtquelle zu oder von ihr fort, sondern es führt Drehbewegungen aus, die sechs Stunden im Sinne des Uhrzeigers und sechs Stunden im entgegengesetzten Sinne erfolgen. Ganz das gleiche Verhalten zeigen auch verschiedene an den Meeresküsten lebende Ringelwürmer, z. B. Hedisto diversicolor.

Die bisher angeführten Fälle beziehen sich auf den täglichen Wechsel von Ebbe und Flut, aber auch der vierzehntägige Rhythmus macht seinen Einfluß z. B. auf jene Tiere geltend, die auf den höher gelegenen Felspartien der Küste haften. Regelmäßig während der Nippflut erleiden die Tiere eine achtstägige Austrocknung und werden während der folgenden acht Tage dauernden Springflut mehr oder weniger stark von den Wellen bespült. Dementsprechend zeigen diese Tiere, besonders die kleine Litorina rudis, namentlich im Sommer eine auffallende Lebensperiodizität. Zur Zeit der Nippflut ziehen sie sich in ihr Gehäuse zurück und alle ihre Lebensfunktionen geraten ins Stocken. Sobald aber die erste Springflut sie mit Wasser benetzt, erwachen sie aus ihrer Erstarrung und beginnen auf den nassen Steinen herumzukriechen. Anfänglich zeigen sie dabei negativen Phototropismus, der sich aber nach und nach in positiven verwandelt. Auch diese Periodizität dauert noch lange Zeit im Aquarium an. Nehmen wir einmal an, wir hätten Litorinen schon über einen Monat im Aquarium gehalten, so schieden sich die Tiere doch ganz regelmäßig zu der Zeit, da die Wogen nach der Nippflut ihre heimatischen Felsen erreichen, zur Wanderung an und suchen die Dunkelheit auf.

Der durch den Wechsel der Gezeiten bedingte Rhythmus stellt nur einen Spezialfall der Lebensrhythmen dar. Wie Wallace in seinem berühmten Buche „Die Stellung des Menschen in der Natur“ schreibt: „... steht die ganze Natur voller rhythmischer Bewegungen verschiedenster Stärke und Dauer. Alle Bewegungen und Funktionen der Lebewesen, das Wachstum, die regenerativen Prozesse, Assimilation und Dissimilation, folgen einander in regelmäßigem Wechsel. Alle unsere Organe ermüden und bedürfen der Ruhe; jeder Reiz darf nur kurze Zeit auf uns einwirken, wenn er nicht Unheil stiften soll. Darin beruht ja auch der Vorteil der Nacht, weil während dieser Zeit die Licht- und Wärmereize auf ein geringes Maß herabgesetzt sind. Sowohl für die Pflanzen wie die Tiere ist diese nächtliche Ruhe wichtig, ebenso wie die längeren Perioden, die man als Sommer und Winter, als trockene und feuchte Jahreszeiten bezeichnet.“

In sehr auffallender Weise äußert sich der Einfluß von Tag und Nacht namentlich bei den sogenannten Schlafbewegungen

der Pflanzen. Jeder hat wohl schon beobachtet, daß zahl-
reiche Pflanzenarten bei Einbruch der Dunkelheit ihre Fiederblättchen
zusammenfalten, während sie bei Tage auseinandergepreizt stehen.
In erster Linie sind diese Bewegungen als unmitttelbare Antworten
auf den Einfluß oder den Fortfall des Lichtreizes zu betrachten. Bei
einigen besonders empfindlichen Pflanzen kann man schon bei Tage
durch Verdunkelung die Schlafbewegungen hervorrufen. Aber der
durch Tag- und Nachtwechsel bedingte regelmäßige Turnus hat sich
im Laufe der Jahrtausende erblich befestigt und erfolgt auch dann
noch längere Zeit, wenn man die Pflanzen in ständiger Helligkeit
oder in ständiger Dunkelheit züchtet. Ich möchte hier nur beiläufig
erwähnen, daß S e m o n in dieser Periodizität einen der wichtigsten
Beweise für die Vererbung erworbener Eigenschaften erblickt. Auf
seine Beweisführung näher einzugehen fehlt es mir hier leider an
Platz.

Dieser durch den Wechsel von Tag und Nacht bedingte Rhythmus
macht sich auch bei vielen Tieren der Meeresküsten geltend, wird aber
hier sehr häufig von dem Rhythmus von Ebbe und Flut verdeckt.
Im Aquarium dagegen, in dem der Meeresrhythmus sich nur ab-
geschwächt äußert, kann er klar zutage treten. Auch hierüber ver-
danken wir V o h n und A n n a D r z e w i n a zahlreiche sehr be-
merkenswerte Beobachtungen. Namentlich in den südlicheren
Gegenden, in denen die Sonnenstrahlen eine größere Energie ent-
falten, gibt sich diese Erscheinung deutlich zu erkennen. Während der
Flut sind die Tiere durch die dicke Wasserdecke vor der Ein-
wirkung der Strahlen geschützt, und sie fürchten dann das Licht
weit weniger als zur Zeit der Ebbe. V o h n stellte seine Unter-
suchungen an den Tieren der Wucht von Arcachon am Mittelmeere
an. Etwa zwischen 12 und 6 Uhr nachmittags wird das Wasser an
der Landungsbrücke der Wucht am intensivsten von der Sonne be-
strahlt, und gerade während dieser Stunden ist zur Zeit der Spring-
flut Flut und zur Zeit der Rippflut Ebbe. Man müßte also er-
warten, daß die Tiere während der Springflut, da die dicke
Wasserschicht sie vor der Bestrahlung schützt, zu dieser Zeit aus
ihren Vertiefen hervortreten, dagegen bei der Rippflut, wenn
dieser Schutz fehlt, sich verbergen. In der Tat konnte
A. D r z e w i n a diese Vermutung bestätigen, und sie zeigte,
daß z. B. die hier lebenden Einsiedlerkrebse eine 14tägige Periodizität
besitzen, die sich durch einen Wechsel des positiven in einen nega-
tiven Heliotropismus zu erkennen gibt. Die Forscherin setzte eine
Anzahl an dem Landungsplatz gefangene Einsiedlerkrebse in ein
Aquarium, dessen eine Hälfte verdunkelt war. Mehrere Tage lang
zeigten die Tiere einen ausgesprochen positiven Heliotropismus, d. h.
sie wanderten, in den verdunkelten Teil geleitet, sofort wieder ins Helle.
Nach einiger Zeit änderte sich jedoch ihr Heliotropismus nach der nega-
tiven Seite, die Tiere hielten sich nur noch in dem dunklen
Teile des Aquariums auf und wanderten sofort wieder dahin zurück,
wenn man sie zwangsweise ins Licht setzte. Diese Richtungen hielt
acht Tage an, dann wurden die Einsiedlerkrebse von neuem positiv
heliotropisch. Ein Vergleich zeigte, daß diese Wandlungen in den
Lebensgewohnheiten der Tiere genau parallel zu den Meeres-
schwankungen verliefen.

Es ist eines der schwierigsten Kapitel der Biologie, in das ich
den Leser heute einzuführen veruche. Aber ich hoffe, es ist mir
gelungen, zu zeigen, welche weittragende Bedeutung die Tropismen
für das Leben der Tiere und ihr genaues Studium für eine gerechte
Beurteilung der tierischen Handlungen besitzen.

Steht ein schöner Herbst bevor?

Es ist eine Eigentümlichkeit unseres Klimas, daß einem ver-
änderlichen, kühlen und regnerischen Sommer in der Regel ein
warmer, sonniger und beständiger Herbst folgt. Ja, nach der Er-
fahrung der letzten Jahre kann man sogar sagen, daß der Herbst
um so schöner wird, je schlechter der vorangegangene Sommer ge-
wesen ist. Denn den wärmsten und beständigsten Herbst, den es
seit Menschengedenken in Deutschland gegeben hat, hatten wir im
Jahre 1907, in dem der Sommer besonders in Norddeutschland über
alle Maßen kühl und naß gewesen war. Der Hauptherbstmonat des
genannten Jahres, der Oktober, war der wärmste Oktober gewesen, der
seit Zweijahrhundert in Mitteleuropa beobachtet worden war. Hatte
er doch in Ostdeutschland einen mittleren Wärmeüberschuß von
stellenweise mehr als 5 Grad, in Mitteldeutschland einen Wärme-
überschuß von vollen 4 Grad, im Westen des Landes von mindestens
8½ Grad aufzuweisen gehabt. Auch im Jahre 1909, dessen Sommer
einen wenig erfreulichen Verlauf genommen hatte, war der Herbst
sehr schön und beständig; das Gleiche war zu einem gewissen Teile
1908 der Fall, in welchem Jahre nur die erste Sommerhälfte warm,
die zweite, vom 1. August bis Ende September, jedoch kühl und ver-
änderlich gewesen war. In jenem Jahre war merkwürdigerweise auch
der Herbst in seiner ersten Hälfte, bis in die dritte Oktoberwoche
hinein recht warm und sonnig, während dann eine außerordentlich
frühe Frostperiode begann, bei der sogar beträchtliche Schnee-
fälle nicht fehlten. Nicht besonders angenehm war dagegen der
Herbst im Jahre 1906. Außerordentlich rau und naß war schließ-
lich der Herbst von 1905, einem während der Sommermonate recht
warmen Jahre. Der Oktober 1905 war der kälteste, der seit vielen
Jahrzehnten in Deutschland erlebt worden ist. Zieht man nun an
den Erfahrungen dieser letzten fünf Jahre Schlüsse auf die mutmaß-
liche Gestaltung des Herbstwetters im laufenden Jahre, so muß man

berücksichtigen, daß die Bitterung dieses Sommers nicht gar so
schlimm ist, als wie sie in überschwenglichen Klagen oft
hingestellt wurde. Im Vergleich zu den beiden schlechtesten
Sommern der letzten Jahre, den von 1907 und von
1909, ist der gegenwärtige Sommer selbst in seinen regenreichsten
Perioden noch ziemlich warm gewesen, und der Vorommer, die Zeit
von der zweiten Maiwoche bis Mitte Juni, hat sich durch große
Hitze und dauernden Sonnenschein ausgezeichnet. Die Gestaltung
des Herbstwetters ist aber keine zufällige, sondern sie hängt urfäch-
lich von dem Verlaufe der Bitterung in den vorhergegangenen
Monaten ab. Waren die Sommermonate ungewöhnlich kühl, so
entsteht schon daraus bei beginnendem Herbst über dem Zentral-
und osteuropäischen Festlande die Tendenz zur Ausbildung hohen
Luftdrucks, der sich dann infolge Fehlens gewitterhaften Luftauf-
triebes oft wochenlang unverändert erhält. Infolgedessen
bildet sich nach zunächst sehr kühlen Tagen und Nächten
wieder warmes und sonniges, sehr beständiges Hoch-
druckwetter aus. War dagegen der Sommer sehr warm, so bevor-
zugen die zur Zeit der Äquinoktien an Tiefe beträchtlich zunehmenden
atlantischen Minima die quer durch Europa ostwärts führenden Zug-
straßen, was zur Folge hat, daß in solchen Jahren der Herbst ab-
wechselnd regnerisch und rau bei nordwestlichen Winden ist. Lagert
dagegen hoher Druck über dem Kontinent, so schlagen die De-
pressionen die Zugstraße ein, die längs dem Golfstrom an der
norwegischen Küste in die Polarregion führt. Dadurch wehen in
Deutschland gewöhnlich Südostwinde; die Bitterung bleibt heiter,
trocken und sehr mild. In diesem Jahre ist, wie schon erwähnt,
die Sommertemperatur in Mittel- und Osteuropa nicht außergewöhn-
lich niedrig; die Verhältnisse sind somit der Ausbildung eines kon-
tinentalen Maximums im Herbst auch nicht außergewöhnlich günstig.
Es kommt hinzu, daß in diesem Jahre im hohen Norden sehr un-
günstige Eisverhältnisse herrschen, und es ist möglich, daß dadurch
die herbstlichen Zyklogen weiter als sonst nach Süden abgelenkt
werden. Sollte das der Fall sein, so würde der Herbst eher
regnerisch und zeitweilig mehr rau als warm und beständig werden.
Sind somit die Wetteraussichten für die kommenden Monate auch
nicht besonders ungünstig, so wird man doch gut tun, wenn man sich
nicht allzu großen Erwartungen im Hinblick auf das Herbstwetter
hingibt. Man wird wohl das Richtige treffen, wenn man vermutet,
daß sich der Herbst 1910 weder in guter noch in schlechter Hinsicht
besonders hervortun wird.

Kleines feuilleton.

Medizinisches.

Die Wiener Erfolge mit Ehrlich's Gata. An die
zahlreichen Veröffentlichungen über die Veruche mit der Anwendung
des neuen Heilmittels gegen Syphilis schließt sich ein im neuesten
Heft der „Wiener klinischen Wochenschrift“ erschienener Aufsatz von
Dr. Walter Bid an, der ein Material von 120 Fällen aus der
„Andolph-Stiftung“ in Wien bespricht. Die Abhandlung geht mit
größter Gründlichkeit auf einzelne Fälle verschiedener Grade und
Formen der Krankheit ein, die mit dem neuen Mittel behandelt
wurden. An diese nur für den Fachmann zugängliche Auseinander-
setzung knüpft Dr. Bid einen zusammenfassenden Schluß, worin er
geradezu jagt, daß die Welt in dem Präparat von Ehrlich's
Gata ein Mittel von derart spezifischer Wirkung besitze, wie sie bis-
her noch von keinem für die Behandlung dieser Krankheit an-
gewandten Mittel zu beobachten gewesen sei. Er vergleicht die
Wirkung in ihrer Schnelligkeit, die sich auch in wirklich wunderbarer
Weise in den Fällen zeigt, wo bereits hochgradige Schädigungen der
Gewebe vorliegen, mit der Wirkung des Chinin bei Malaria. Auch
der Umstand, daß gewisse Formen der Krankheit bei den Veruchen in
dem Wiener Krankenhaus nur eine unvollkommene Heilung erfahren
und daß sich noch Rückfälle gezeigt haben, erscheint Dr. Bid
verhältnismäßig unwesentlich in Anbetracht der allgemeinen
Erfolge und der vorläufig noch gebrauchten Vorsicht bei der Dosierung
des Mittels. Besonders hebt er die Tatsache hervor, daß sich das
Mittel in höchstem Grade bewährt habe bei solchen bösartigen Fällen,
an deren Heilung oder auch nur Besserung der Arzt bisher voll-
kommen verzweifeln mußte. Hier hat das Präparat eine Wirkung
gezeigt, die zu völligem Verschwinden der Krankheitsercheinungen
fähre. Auch in diesem Fall treten Rückfälle auf, können aber den
Eindruck des Gesamterfolgs nicht trüben. Dr. Bid meint zwar,
daß der Gebrauch des Quecksilbers vorläufig noch nicht ganz zu
entbehren sein werde, so lange das neue Mittel nur in kleinen Dosen
angewandt werden kann. Der außerordentliche und überraschende
Fortschritt, der durch das Präparat gewährleistet ist, liegt nach
diesem Gutachten darin, daß diese Behandlung zur Verhütung einer
stärkeren Entwicklung der Krankheit und zur Heilung der
Affektionen der Schleimhäute berufen ist, welsch letztere den bis-
herigen Arten der Behandlung den zähesten Widerstand leisteten.
Dr. Bid schließt seinen Aufsatz folgendermaßen: „Jedenfalls sind
wir durch das Präparat in der Syphilis-therapie einen gewaltigen
Schritt vorwärts gekommen, und wenn auch das Ehrlich'sche Ideal
der Therapia sterilisans magna (die Syphiliskeime völlig ver-
nichtende Therapie) noch nicht erreicht ist, so legen die mit diesem
Präparat erreichten glänzenden Resultate uns allen die Hoffnung
nahe, daß wir uns auf dem Wege dahin befinden.“